

Rieger & Rieger
Specht auf Kur
Ein Kriminalroman aus Kärnten

Rieger & Rieger

Specht auf Kur

Ein Kriminalroman aus Kärnten



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2015

1. Auflage März 2015

literatur nr. 49

Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz


Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Coverbild und Grafik: 67042161 Galgenknoten © by-studio &

56250048 bloody handprint © tansy – Fotolia.com

Fotolia 51265585 Stylized woodpeckers © Egret77

ISBN 978-3-902901-65-1

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“.
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C012536

PROLOG

Die Erinnerung an den August des Jahres 2001 wird mich mein Leben lang begleiten. Immer wieder taucht vor meinen Augen das Gesicht eines neunjährigen Jungen auf, und der Gedanke an seinen kleinen, geschundenen Körper schnürt mir die Kehle zu.

Und auch das Bild seines Peinigers werde ich nie vergessen. Eines Mannes, der erst viele Jahre später für sein Verbrechen bezahlen sollte.

Ich hatte im Juni jenes Jahres meinen neununddreißigsten Geburtstag gefeiert. Nach feiern war mir allerdings nicht zumute gewesen, denn kurz zuvor hatte meine Frau mir eröffnet, dass sie die Scheidung eingereicht hatte. Objektiv betrachtet konnte ich ihr diese Entscheidung nicht wirklich übel nehmen, denn mit meinem bescheidenen Gehalt hatte ich ihr finanziell nie viel bieten können und sie hatte sich auch ständig über meine unregelmäßigen Dienstzeiten bei der Klagenfurter Polizei beschwert. Zu Recht, denn wann immer jemand kurzfristig für Nacht- oder Feiertagsdienste einspringen musste, fiel die Wahl automatisch auf mich.

Und so saß ich auch am Abend von Mariä Himmelfahrt in meinem stickigen Büro und dachte an die anfangs glücklichen und zum Ende hin nur mehr von Streit und Gleichgültigkeit geprägten Jahre meiner Ehe.

Das Läuten des Telefons riss mich aus meinen trüben Gedanken. Mechanisch warf ich einen Blick auf die Uhr. Halb zehn.

»Hier kommt das Ungetüm mit spitzem Schwanz,
das Berge nimmt und Mauern bricht und Waffen.
Hier kommt es, das die ganze Welt verstäktert.«

Dante Alighieri
Die Göttliche Komödie

Für Theo

»Polizeiinspektion Viktringer Ring, Inspektor Oschusch-
nig am Apparat«

»Wagner-Spital Klagenfurt, ich verbinde«, leierte eine unpersönliche weibliche Stimme ins Telefon. Kurz danach meldete sich ein Mann. »Oberarzt Dr. Jauernigg hier. Mit wem spreche ich?«

Ich stellte mich vor.

»Vor einer halben Stunde ist ein kleiner Junge bei uns eingeliefert worden«, begann er. »Er hat schlimme Verletzungen. Eindeutig ein Fall von Vergewaltigung. Wahrscheinlich das Opfer von so einem pädophilen Scheusal!«

»Ich komme gleich.«

Ich gab den Kollegen Bescheid und ging zu meinem Auto.

Der Wagen war den ganzen Nachmittag über in der Sonne gestanden. Ein heißer Luftschwall raubte mir den Atem, als ich die Autotür öffnete. Ich kurbelte alle Fenster runter und zündete mir eine Zigarette an. Nach einigen Minuten startete ich den Wagen. Auf dem Weg zum Wagner-Spital ließ ich mir das Telefonat mit dem Arzt nochmals durch den Kopf gehen. Pädophilie war mir ein Begriff, mit der Vergewaltigung eines Kindes durch einen Homosexuellen war ich jedoch noch nie konfrontiert gewesen. Ein Gefühl von Abscheu und Ekel überkam mich, als ich versuchte, mir vorzustellen, was genau dabei passiert sein könnte.

Der Arzt erwartete mich bereits, als ich im Krankenhaus eintraf.

»Das ist das Opfer«, sagte er mit ernster Miene und drückte mir einen Schülerausweis in die Hand.

»Udo Mahler«, las ich und stellte betroffen fest, dass der Bub erst neun Jahre alt war.

»Schauen Sie sich das an!« Der Arzt zog ein paar Polaroid-Fotos aus der Tasche seines Arztkittels.

Die Aufnahmen waren bei der Erstversorgung gemacht worden und zeigten einen Jungen von zarter Statur. Auf seinem Hals zeichneten sich Würgemale ab. Seine kleinen Genitalien waren dunkelrot und stark angeschwollen, sein After blutverkrustet.

Entsetzt gab ich ihm die Fotos zurück.

»Unvorstellbar, wozu Menschen fähig sind. Das muss eine Bestie gewesen sein«, sagte er mit heiserer, vor Zorn bebender Stimme und führte mich zum Zimmer des Buben.

Der kleine Körper wirkte in dem großen Krankenbett hilflos und verloren. Der Junge hatte sich in seine Decke eingewickelt wie in einen Kokon und starrte auf einen unsichtbaren Punkt an der Wand. Seine Hände umklammer-ten einen hellbraunen Teddybär.

Der Arzt strich ihm behutsam über den Kopf und das kurze blonde Haar.

»Ich habe vor zwei Jahren einen ähnlichen Fall hier auf der Station gehabt«, sagte er, nachdem wir das Zimmer wieder verlassen hatten. »Einen Zwölfjährigen, der ebenfalls vergewaltigt worden war. Der Junge war danach monatelang in psychologischer Betreuung, aber das hat nichts genutzt. Ein Jahr später ist er wieder bei uns eingeliefert worden. Mit aufgeschnittenen Pulsadern. Wir konnten ihn in letzter Sekunde retten. Aber manchmal frage ich mich, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir ihn damals hätten sterben lassen. Denn kurz nach seiner Entlassung hat ihn eine Putzfrau in der Herrentoilette am Hauptbahnhof tot aufgefunden. Er hatte seinem kurzen, schmerzvollen Leben mit einem ›Goldenen Schuss‹ ein Ende gesetzt.«

Der Arzt räusperte sich und deutete auf eine alte Frau, die auf einem der Stühle am Gang kauerte. »Sie hat den Udo Mahler zu uns gebracht. Sie ist die Nachbarin.«

Ich zeigte der Frau meinen Dienstausweis und forderte sie auf, zu schildern, was sie gesehen hatte.

»Ich hab den Udo vom Küchenfenster aus gesehen, wie er heute Abend nach Hause gekommen ist«, begann sie. »Mir ist gleich aufgefallen, dass mit ihm was nicht stimmt. Ich bin ins Stiegenhaus gegangen und hab ihn gefragt, was los ist. Er hat geweint, es war kein Wort aus ihm herauszukriegen. Auf der Treppe sind ihm die Füße eingeknickt. Ich hab ihn zu mir in die Wohnung gebracht. Am Hals hat er rote und blaue Flecken gehabt und er hat sich dauernd zwischen die Beine gegriffen, und ich hab bemerkt, dass seine Hose blutig war. Er hat mich aber nicht nachschauen lassen, da hab ich dann seine Mutter am Handy angerufen. Aber sie hat nicht abgehoben. Also bin ich mit ihm ins Spital gefahren. Es ist ein Trauerspiel! Der Bub ist am Abend immer allein zuhause, wenn ich nicht aufpassen würde, wer weiß, was da sonst schon alles passiert wäre.« Sie blickte mich anklagend an.

Genügt eh, was heute geschehen ist, dachte ich und fragte: »Wo sind seine Eltern?«

Ihr Gesicht verdüsterte sich. »Er ist ein lediges Kind. Vater unbekannt. Die Mutter ist ein armes Luder. Sie erzählt zwar jedem, dass sie in einem Kino angestellt ist, aber in Wirklichkeit arbeitet sie in einem Animierlokal in der Siebenhügelstraße.«

»Wissen Sie zufällig, wo er heute tagsüber gewesen ist?«

»Ich hab ihn gegen Mittag im Hof getroffen. Da hat er mir erzählt, dass er zum Strandbad rübergehen will. Da ist er im Sommer jeden Tag – wenn halt das Wetter passt.«

»Und seine Mutter?«

»Die ist wie üblich am frühen Abend weggegangen. Normalerweise kommt sie erst gegen zwei oder drei Uhr früh nach Hause.«

»Haben Sie die Handynummer der Frau?«

»Ja.«

Ich wählte die Nummer und hinterließ ihr auf der Mailbox eine Nachricht.

Sie rief umgehend zurück, eine halbe Stunde später betrat sie das Arztzimmer. Sie war leicht angetrunken.

»Was ist passiert?«, wollte sie wissen.

»Kommen Sie mit«, antwortete der Arzt und erzählte ihr auf dem Weg zum Krankenzimmer, unter welchen Umständen ihr Sohn ins Spital gebracht worden war und welcher Art seine Verletzungen waren.

»Um Gottes willen«, flüsterte sie. Sie schien schlagartig nüchtern geworden zu sein. Tränen liefen über ihre Wangen, sie wischte sich über die Augen und verschmierte dabei ihre Wimperntusche. Ein stummer Weinkrampf schüttelte sie, während sie vor dem Bett ihres Sohnes stand und hilflos auf ihn hinunterblickte.

»Gehen wir raus«, forderte ich sie nach einer Weile auf.

»Ich muss Ihre Personalien aufnehmen.«

Nachdem sie mir ihren Namen und ihre Adresse genannt hatte, fragte ich sie nach einem Foto ihres Sohnes.

Mit zittrigen Fingern öffnete sie ihre Handtasche und zog aus ihrer Brieftasche ein Foto heraus, das ein lachendes Bubengesicht mit Sommersprossen und fröhlichen dunkelblauen Augen zeigte. Widerwillig gab sie mir das Foto.

»Sie kriegen es eh wieder«, beruhigte ich sie.

Plötzlich begann sie hysterisch zu schreien. »Wer hat das getan? Was war das für eine perverse Sau?«

Der Arzt verabreichte ihr ein Beruhigungsmittel und wies eine Krankenschwester an, im Zimmer des Kindes ein Extrabett für sie herzurichten. Sie sollte, wenn ihr Sohn wach wurde, bei ihm sein.

»Tja«, sagte er dann und blickte mich unschlüssig an. Offensichtlich wusste er nicht so recht, was er mit mir noch reden sollte, und so verabschiedete ich mich. »Ich komme morgen früh wieder.«

Am Gang wartete die Nachbarin auf mich. »Brauchen Sie mich noch?«

»Nein, danke.« Ich bot ihr an, sie nach Hause zu fahren. Sie gab mir eine Adresse in der Nähe des Lendkanals an.

»Es ist ein Elend auf der Welt«, seufzte sie kummervoll, als ich sie wenig später vor einer heruntergekommenen Mietskaserne aussteigen ließ. »Immer trifft es die Armen und Schwachen. Ich frag mich, warum unser Herrgott so was zulässt.«

Es war ein langer Tag gewesen und die letzten Stunden und der Anblick des Kindes hatten mich ziemlich mitgenommen. Auf der Fahrt in die Polizeiinspektion machte ich bei einem Nachtcafé halt und bestellte einen Espresso. An einem Einarmligen Banditen saß eine bieder aussehende Frau, man hätte sie um diese Uhrzeit nicht in solch einem Lokal vermutet. Sie hatte keinen Blick für ihre Umgebung, wie in Trance warf sie eine Münze nach der anderen in den Spielautomaten. Sie würde erst aufhören, wenn sie kein Geld mehr hatte.

Es war mittlerweile halb drei Uhr früh. Ich zahlte und fuhr ins Büro.

Der Kollege vom Journaldienst schlief. Es war wahrscheinlich nicht viel los gewesen in dieser Nacht – bis auf die Vergewaltigung des kleinen Jungen.

Ich schrieb meinen Bericht, um halb sieben fuhr ich wieder ins Spital, sprach nochmals mit dem Arzt und mit der Mutter und ließ mir von ihr die Adresse der Lehrerin ihres Sohnes geben.

Gegen acht machte ich mich auf den Weg ins Klagenfurter Strandbad und fragte nach dem Bademeister.

Die Frau an der Kassa deutete auf einen etwa fünfundfünfzigjährigen, nur mit Shorts bekleideten Mann mit einem gewaltigen Bierbauch, der gerade dabei war, Sonnenliegen aufzuklappen. Sein Gesicht und sein nackter Oberkörper waren von der Sonne verbrannt. Ein Hautkrebskandidat.

Ich zeigte ihm das Foto von Udo.

Er nickte. »Ja, der war gestern da. Hat er was angestellt?«

»Nein. Im Gegenteil. Mit wem war er hier?«

»Mit seinen Freunden, sie haben ihren Liegeplatz drüben auf der Wiese vor dem Kiosk. Meine Frau arbeitet im Kiosk, die kennt die Buben sicher auch. Aber sie sperrt erst um zehn auf, da müssen Sie noch warten.«

Das wollte ich nicht. Ich fuhr nach Hause, duschte und zog ein frisches Hemd an.

Kurz nach zehn war ich wieder im Strandbad und begab mich direkt zum Kiosk. Die Frau des Bademeisters sah mich erwartungsvoll an, ihr Mann hatte ihr meinen Besuch wohl schon angekündigt.

»Sind Sie der Inspektor?«, wollte sie wissen.

»Ja. Es geht um den Jungen hier.«

»Was ist mit ihm?«, fragte sie argwöhnisch, nachdem sie das Foto mit dem lachenden Bubengesicht betrachtet hatte.

»Haben Sie ihn gestern Nachmittag hier im Bad gesehen?«

Sie setzte eine geheimnisvolle Miene auf und nickte.

»Und?«, fragte ich ungeduldig. Ich hasste Zeugen, denen ich alles aus der Nase ziehen musste.

»Meistens kauft er sich ein Cola und eine Wurstsemmel. Aber gestern hat ihm einer ein Eis gekauft.«

»Was für *einer*?«

»Ein junger Bursche.«

»Kennen Sie den Burschen? Kommt er öfter her?«

»Nein, ich hab den hier noch nie gesehen.«

»Wie sah er aus?«

Sie beschrieb ihn als einen jungen Mann Anfang zwanzig mit brünettem Haar, das ihm bis auf die Schultern reichte, bekleidet mit weißen Jeans und einem hellblauen Poloshirt.

Und sie erinnerte sich daran, dass er sich, während er auf das Eis wartete, mit einem Feuerzeug aus Gold eine Zigarette angezündet hat. Das konnte wichtig sein, denn solche Feuerzeuge sah man in Klagenfurt nicht so häufig.

Mehr konnte sie mir nicht sagen, also kontaktierte ich die Lehrerin des Jungen und erzählte ihr, was mit ihm geschehen war. Sie nannte mir den Namen und die Adresse seines besten Freundes.

Der gab an, dass er Udo am späten Nachmittag des Vortages das letzte Mal gesehen hatte, als er in Begleitung eines jungen Burschen das Strandbad verließ.

»Hat dir der Udo gesagt, wo er mit dem Burschen hingehen wollte?«

»Nein.«

In den darauffolgenden Tagen hörte ich mich in der Schwulen-Szene um und klapperte alle einschlägigen Lokale in Klagenfurt und in der Umgebung ab.

Mehrmals besuchte ich Udo auch im Krankenhaus, in der Hoffnung, dass er mir den Hergang der Tat schildern würde. Aber er sprach mit niemandem, auch nicht mit seiner Mutter. Nach einer Woche wurde er aus dem Spital entlassen und in ein Heim gebracht. Das Jugendamt hatte seiner Mutter wegen Vernachlässigung ihrer Aufsichtspflicht das Sorgerecht entzogen.

Kurz danach erhielt ich von einem Stricher einen Hinweis, der mich auf die Spur des Täters führen sollte.

»Ich kenne einen Typen, auf den Ihre Beschreibung passt«, erzählte er mir. »Der ist ein Sadist, eine richtig brutale Sau. Ich bin einmal mit ihm mitgegangen, aber das war das erste und das letzte Mal. Am liebsten hätt ich ihn damals angezeigt.«

»Warum hast du's nicht gemacht?«, wollte ich wissen.

»Als ob ich gegen einen Promi wie den was ausrichten könnte.«

»Welchen Promi?«

»Den Petutschnig.«

»Aber der ist doch schon an die siebzig Jahre alt?«, entgegnete ich erstaunt.

»Ich weiß«, antwortete er. »Aber ich red ja nicht vom alten Petutschnig, sondern von seinem Sohn, dem Karl-Heinz.«

Ich suchte im Internet nach einem Foto von Karl-Heinz Petutschnig, was nicht schwierig war, da sein Name neben jenem seines prominenten Vaters, eines mächtigen Kärntner Industriellen, häufig in den Gesellschaftsspalten auftauchte.

»Das ist er«, sagte die Frau vom Kiosk spontan, als ich ihr eine Aufnahme zeigte, auf der Karl-Heinz Petutschnig mit seinem Vater abgebildet war, machte aber, nachdem sie die Bildunterschrift mit den beiden Namen gelesen hatte, sofort einen Rückzieher.

»Das ist ja der junge Petutschnig«, murmelte sie und blickte mich verunsichert an. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, der kann das nicht gewesen sein. Ich glaub, ich hab mich geirrt, der Bursche, den ich gesehen hab, hat dunklere Haare gehabt und kleiner war er auch.«

Nichtsdestotrotz suchte ich Karl-Heinz Petutschnig im Haus seiner Eltern auf. Ich traf ihn in Gesellschaft seines Vaters an und zeigte ihm das Foto von Udo.

»Kennen Sie ihn?«

Er warf nur einen kurzen Blick darauf. »Nein«, sagte er betont gleichgültig, aber mir fiel auf, dass seine Hand leicht zitterte, als er sich mit einem goldenen Feuerzeug eine Zigarette anzündete. Hilfesuchend blickte er zu seinem Vater.

»Worum geht's überhaupt?«, fragte Manfred Petutschnig unwirsch.

»Der Bub auf dem Foto da wurde vergewaltigt«, erklärte ich.

»Und? Was hat mein Sohn damit zu tun?«, fuhr er mich an.

»Eine Zeugin hat den Buben kurz vor der Tat mit einem jungen Mann im Strandbad gesehen. Die Beschreibung passt auf Ihren Sohn.«

»Was unterstehen Sie sich! Das ist ja eine ungeheuerliche Anschuldigung«, herrschte er mich an. »Wann soll diese Vergewaltigung denn stattgefunden haben?«

»Am späten Nachmittag von Mariä Himmelfahrt.«

»Da war mein Sohn zu Hause!«, sagte Manfred Petutschnig wie aus der Pistole geschossen. »Und zwar den ganzen Nachmittag über und auch am Abend. Das kann ich bezeugen. Und jetzt verlassen Sie unverzüglich mein Haus. Ich werde mich über Sie beschweren!«

Und das tat er auch.

Als ich in mein Büro zurückkam, war mein Vorgesetzter bereits über meinen Besuch im Hause Petutschnig informiert.

»Sind Sie noch bei Trost?«, fuhr er mich an. »Wie kommen Sie dazu, den Karl-Heinz Petutschnig zu verdächtigen? Er hat ein einwandfreies Alibi.«

»Aber ...«

Er ließ mich nicht ausreden. »Kein Aber. Lassen Sie die Finger von der Sache, Oschuschnig!«

Also musste ich Karl-Heinz Petutschnig laufen lassen, obwohl ich fest davon überzeugt war, dass er der Täter war. Ich hatte ihn noch eine Zeit lang im Visier, aber er ließ sich nichts zuschulden kommen. Seine Familie schirmte ihn ab und schickte ihn im Herbst nach Wien zum Studieren. Die Ermittlungen wurden eingestellt.

Ich sollte Petutschnig erst dreizehn Jahre später wieder sehen. Aber nur ein einziges Mal, denn wenig später wurde sein Leichnam in einem Bach in Warmbad Villach gefunden.

Jemand hatte also den Job des Richters übernommen und ihn endlich seiner gerechten Strafe zugeführt.

1.

Schon seit Tagen wurde Wien von einer Hitzewelle heimgesucht, die Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik meldete täglich neue Rekordtemperaturen.

»Heute wurden in der Wiener Innenstadt 35,7 Grad Celsius gemessen«, hatte der Sprecher in den Abendnachrichten euphorisch verkündet.

Die Menschen stöhnten unter der Hitze und verkrochen sich in ihren Wohnungen und Büros. Die Kaffeehäuser und Restaurants waren wie leergefegt. Lediglich Touristen bevölkerten bereits frühmorgens die Straßen, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu fotografieren.

Die Einsatzkräfte der Rettung waren infolge von Herz- und Kreislaufversagen im Dauereinsatz, die Sterblichkeitsrate war überdurchschnittlich hoch.

Nach diesem bisher heißesten Tag des Jahres 2014 lag die drückende Schwüle der Nacht wie ein schwarzes, feuchtes Tuch über den Häusern der Wiener Innenstadt, und selbst die Taxifahrer, die üblicherweise zwischen Mitternacht und dem frühen Morgen die Straßen auf der Suche nach verirrtten Nachtschwärmern durchkämmten, dösten auf ihren Standplätzen lethargisch vor sich hin, darauf hoffend, dass ein Lufthauch durch die weit geöffneten Fenster und Autotüren streichen und ihnen etwas Abkühlung verschaffen würde.

Anna Specht wälzte sich in ihrem Bett unruhig von einer Seite auf die andere und versuchte einzuschlafen. Sie warf einen verzweifelten Blick auf ihren Mann, der ruhig und entspannt atmete und sich, obwohl es im Schlafzim-

mer über fünfundzwanzig Grad hatte, in seine Decke eingewickelt hatte.

Nach einer Weile stand sie auf, um ein Glas Wasser zu trinken. Die Küchenuhr zeigte halb vier. Aus einigen Fenstern des Innenhofs drang schwacher Lichtschein.

»Ich mach mir einen Kaffee«, beschloss sie. »Schlafen kann ich eh nicht mehr.«

Gerade als sie sich eine Tasse Kaffee einschenkte, hörte sie von der Straße her ein Geräusch von zersplitterndem Glas. Ohne Licht anzumachen, ging sie ins Esszimmer und trat durch die geöffnete Tür auf den Balkon.

Da, wieder das Geräusch!

Vorsichtig lehnte sie sich über die Balkonbrüstung und spähte auf die Straße hinunter. Im Schein der Straßenlampe konnte sie einen Mann in dunkler Kleidung erkennen, der sich über ein Auto beugte und durch die eingeschlagene Fensterscheibe eine längliche Tasche zog, die sich auf dem Beifahrersitz befunden haben musste.

»Das ist ein Autoknacker«, stellte sie empört fest und rief in die Stille hinunter: »He, was machen Sie da?«

Der Mann blickte kurz zu ihr hoch, klemmte völlig unbeeindruckt die Tasche unter den Arm und verschwand ohne Eile in einer Seitengasse.

Anna lief ins Schlafzimmer und rüttelte Bruno wach.

»Da hat einer ein Auto aufgebrochen!«

Bruno blinzelte sie verschlafen an. »Ruf die Polizei.«

»Du bist die Polizei!«

»Ich bin in Pension«, brummte er und drehte sich auf die Seite, um weiterzuschlafen.

»Typisch!«, murmelte Anna und wählte die Telefonnummer der nächstgelegenen Polizeistation, die sie sicherheits halber auf ihrem Handy abgespeichert hatte.

Eine junge Männerstimme meldete sich. »Polizeiinspektion Stephansplatz?«

»Anna Specht hier. Ich hab gerade einen Autoeinbrecher beobachtet.«

»Wo?«

»In der Wollzeile.«

»Welche Nummer?«

»Gegenüber von uns. Wir haben die Hausnummer 85.«

»Um welches Fahrzeug handelt es sich?«

»So ein großes schwarzes. Ich glaub, es ist ein Mercedes.«

»Wir schauen uns das an.«

Rasch schlüpfte Anna in ihre Jeans und ein T-Shirt und ging dann wieder auf den Balkon, um dort auf das Eintreffen der Polizei zu warten.

Es dämmerte bereits, als nach einer Dreiviertelstunde endlich ein Streifenwagen kam. Zwei uniformierte Beamte stiegen aus und überprüften die geparkten Autos. Vor dem schwarzen Mercedes blieben sie stehen und notierten das Kennzeichen des Wagens. Anna nahm die Wohnungsschlüssel und fuhr mit dem Lift ins Erdgeschoss.

»Ich war das, die bei Ihnen angerufen hat«, begrüßte sie die beiden Polizisten. »Ich hab den Autoknacker beobachtet, er hat eine Tasche gestohlen.«

Der ältere der beiden Beamten blickte sie ungerührt an.

»Und? Wie hat der Mann ausgesehen?«

»Er war dunkel gekleidet, mehr hab ich nicht erkennen können«, antwortete Anna und ärgerte sich insgeheim, dass sie ihre Brille nicht aufgehabt hatte, denn dann hätte sie den Mann sicher besser beschreiben können.

»Viel ist das nicht«, stellte der Beamte mürrisch fest.

Anna blickte ihn verunsichert an. »Naja, es war ja noch finster ...«

»Geben Sie uns Ihre Personalien, wenn wir noch was brauchen, melden wir uns bei Ihnen.«

Als Anna ihm Name und Adresse nannte, blickte er überrascht auf. »*Specht* heißen Sie? Ich kenne einen Bruno Specht vom Landeskriminalamt. Der wohnt auch hier in der Wollzeile. Sind Sie mit ihm verwandt?«

»Ich bin seine Frau«, antwortete Anna stolz. »Aber mein Mann ist schon in Pension.«

»Ich weiß. Wie geht's ihm?«

»Gut, danke. Wir fahren heute übrigens für zwei Wochen nach Warmbad Villach. Also, wenn Sie noch etwas von mir brauchen, dann müssten Sie mich am Handy anrufen.«

»Das wird nicht notwendig sein, gnädige Frau«, sagte der Beamte jetzt betont höflich. »Danke, dass Sie uns den Vorfall gemeldet haben. Das ist selten heutzutage, weil die meisten Leute schauen weg, wenn sie Zeuge einer Straftat werden. Und die Polizei zu verständigen ist sowieso ein Luxus.«

»Ich weiß«, pflichtete Anna ihm bei. »Die Menschen interessieren sich nur mehr für sich selbst. Wir leben im Zeitalter der *Selfies*.«

»Lassen Sie Ihren Mann bitte schön von mir grüßen. Werner Zawadril ist mein Name.«

Zufrieden, ihrer staatsbürgerlichen Pflicht nachgekommen zu sein, ging Anna in ihre Wohnung zurück, nahm sich noch einen Kaffee und setzte sich im Wohnzimmer vor den Fernseher. Die neuesten Nachrichten im Teletext zu lesen gehörte zu ihrem täglichen Morgenritual. Als die Lehman-Pleite vor ein paar Jahren eine weltweite Wirtschaftskrise ausgelöst hatte, war auch die Bank, in der Anna bis zu ihrer Pensionierung gearbeitet hatte, ins Strudeln geraten. Damals hatte sie es sich angewöhnt, jeden Tag in der Früh die Finanznachrichten und die Aktienkurse zu verfol-

gen, obwohl Bruno und sie niemals Aktien besessen hatten. Ganz im Gegenteil, damals hatten sie noch Schulden gehabt, weil sie ihren Wohnungskredit abbezahlen mussten.

»Gott sei Dank sind wir mit dem Kredit jetzt fertig und haben nur noch die Betriebskosten zu zahlen«, dachte Anna und suchte nach der Seite mit der Wettervorhersage.

Über Ostösterreich hat sich eine Heißluftfront aus der Sahara festgesetzt, las sie.

Heute würde es noch heißer werden. Bis zu 38 Grad. Und die Temperaturen würden auch in der kommenden Woche unverändert hoch bleiben.

Der Autoknacker kam ihr immer wieder in den Sinn. In den letzten Jahren war die Kriminalitätsrate in Wien stark angestiegen. Als ihr Wohnhaus vor einem Jahr renoviert worden war, hatten Einbrecher alle Kellerabteile aufgebrochen.

Bruno war damals am Boden zerstört gewesen. Er hatte seine besten Weine im Keller gelagert gehabt, die Einbrecher hatten alles mitgenommen. Er hatte das Schloss des Kellerabteils notdürftig repariert, und als er ein paar Tage später ein neues Schloss anbringen wollte, war die Tür erneut aufgebrochen gewesen. Aber bis auf ein paar alte Elektrogeräte und Aktenordner hatte es nichts mehr zu holen gegeben. Die Einbrecher hatten trotzdem alles aus den Regalen gerissen und auf den Boden geworfen. Wahrscheinlich aus Wut, weil sie nichts Brauchbares zum Mitnehmen gefunden hatten.

Anna seufzte und brachte ihre leere Kaffeetasse in die Küche zurück. Sie warf einen Blick aus dem Fenster. Die Äste des Kastanienbaums im Innenhof waren, obwohl es erst Anfang August war, fast kahl. Die wenigen noch verbliebenen Blätter waren braun gesprenkelt, sie waren von Miniermotten befallen.

Aus den Küchen der angrenzenden Häuser war das Klappern von Geschirr zu hören, ein kleines Kind weinte, und einer der Nachbarn hatte sein Radio so laut aufgedreht, dass jeder Anrainer, ob er wollte oder nicht, die Morgen- nachrichten mit anhören konnte.

»Rücksichtslos ist das«, ärgerte sich Anna und ging ins Bad, wo sie zehn Minuten lang eine lauwarme Dusche genoss. Während des Zähneputzens betrachtete sie sich kritisch im Spiegel. Sie war gestern noch beim Friseur gewesen und hatte sich einen Kurzhaarschnitt verpassen und auch ein paar hellblonde Strähnen einfärben lassen, um die grauen Haare abzudecken. Ihre blaugrauen Augen wirkten heute müde, die Fältchen um ihren Mund und auf der Stirn schienen sich noch tiefer eingegraben zu haben.

Sie legte ein leichtes Make-up auf, um die Spuren des fehlenden Schlafes zu überdecken, und stellte sich auf die Waage. »Vierundsiebzig Kilo!«, rief sie frustriert aus. »Warum hab ich denn jetzt schon wieder zugenommen? Ich hab in der letzten Zeit doch eh so aufgepasst beim Essen! Ich werd in den nächsten zwei Wochen strenge Diät halten und viel Sport betreiben. Ich muss unbedingt wieder auf siebzig Kilo runterkommen«, nahm sie sich vor.

Es war mittlerweile halb acht geworden. Anna schrieb ihre Einkaufsliste und machte sich auf den Weg zu einem kleinen Greißler an der Ecke, um Mineralwasser und Reise- proviant für die Bahnfahrt nach Kärnten zu besorgen.

»Jetzt weck ich den Bruno aber auf«, beschloss sie, als sie nach Hause kam. »Unser Zug geht um halb elf und wir müssen noch den kleinen Koffer packen.«

Die zwei großen Koffer hatte ein Mitarbeiter vom ÖBB- Haus-zu-Haus-Gepäckservice schon am Vortag abgeholt

und Anna hoffte, dass die Koffer sie bei ihrer Ankunft im Kurhotel auch tatsächlich erwarten würden.

Sie ging ins Schlafzimmer und zog die Vorhänge zur Seite. »Aufstehen Bruno, Frühstück ist fertig«, rief sie fröhlich.

Nur widerwillig öffnete Bruno die Augen und fuhr sich mit der Hand durch sein zerzaustes graubraunes Haar.

»Wie spät ist es?«

»Halb neun.«

»Warum weckst mich denn jetzt schon auf?«, beschwerte er sich mit schlaftrunkener Stimme.

»Weil unser Zug in zwei Stunden geht.«

»Da hab ich ja noch jede Menge Zeit«, gähnte er.

»Du kannst ja dann im Zug noch schlafen. Komm, beeil dich jetzt! Ich hab dir dein Frühstück schon ins Esszimmer gestellt. Ich geh in der Zwischenzeit zur Pamperl und geb ihr die Schlüssel.«

Sie fuhr ins Erdgeschoss und läutete an der Tür der Hausbesorgerin. »Guten Morgen, Frau Pamperl. Ich hoffe, ich stör Sie nicht. Ich wollte Ihnen nur unsere Wohnungsschlüssel bringen.«

»Ah ja, Sie fahren ja heute auf Urlaub«, erinnerte sich Frau Pamperl.

»Genau. Und wenn Sie bitte so lieb sind und uns die Post auf den Schreibtisch legen und die Blumen gießen?«

»Natürlich, Frau Specht. Wann kommen Sie denn zurück?«

»Zu Mariä Himmelfahrt.«

Anna verabschiedete sich und drückte der Hausbesorgerin die Schlüssel und einen Geldschein in die Hand.

Als sie in die Wohnung zurückkam, saß Bruno im Esszimmer und trank seinen Pfefferminztee.

»Ich pack jetzt meine restlichen Sachen ein. Hast du alles? Sicher nichts vergessen?«, fragte sie.

»Ich hab alles, was ich brauch.«

»Medikamente? Befunde?«

»Ah ja, die muss ich noch einpacken.«

»Ich bin gespannt, was er noch alles vergessen hat«, dachte Anna.

Zwei Stunden später saßen sie im Zug nach Villach. Während Anna noch damit beschäftigt war, das Handgepäck zu verstauen, blätterte Bruno bereits in einer Zeitschrift, die er am Bahnhof gekauft hatte, und vertiefte sich dann in einen Artikel über den österreichischen Bürgerkrieg und die Februartkämpfe des Jahres 1934.

Bruno hatte sich schon als Kind für Geschichte interessiert, das kam daher, dass sein Großvater, der Volksschullehrer im steirischen Köflach gewesen war, ihm immer aus Heimatkunde- und Geschichtsbüchern vorgelesen hatte.

Nachdem Bruno das Gymnasium in Köflach besucht und den Präsenzdienst in Graz abgeleistet hatte, war er nach Wien übersiedelt, um Geschichtswissenschaften zu studieren. Als sein Vater wenig später starb, musste er das Studium abbrechen, denn seiner Mutter war es nicht möglich, ihn mit ihrer kleinen Witwenpension finanziell zu unterstützen.

Auf der Suche nach einem Job war er eher zufällig bei der Polizei gelandet, hatte aber rasch eine Leidenschaft für seinen Beruf entwickelt.

»Eigentlich bin ich froh, dass sich das alles so ergeben hat«, hatte er Anna einmal erklärt, als sie ihn Jahre später gefragt hatte, ob er nicht doch lieber sein Studium abgeschlossen hätte und Geschichtsprofessor geworden wäre.

»Geschichtsbücher kann ich auch in meiner Freizeit lesen, aber als Polizist hab ich die Möglichkeit, Menschen zu beschützen und vielleicht das eine oder andere Verbrechen zu verhindern, das ist mir wichtiger.«

Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, packte Anna ihr Notebook aus.

»Wozu hast du denn deinen *Schleppi* mitgenommen?«, wollte Bruno wissen.

»Damit ich unsere Mails abrufen kann.«

»Uns schreibt doch eh keiner.«

»Das kann man nie wissen.«

»Wie kommst du hier im Zug überhaupt ins Internet?«

»Das ist ganz einfach, die ÖBB hat in den Railjet-Zügen WLAN.«

»Und was machst du im Hotel?«

»Ich hab angerufen, die haben auch WLAN. Allerdings nur in der Hotelhalle.«

»Aha.«

Anna überprüfte ihre Mails. »Nur Werbung«, stellte sie fest und holte aus ihrer Tasche ein Buch, das die Machenschaften der *'Ndrangheta*, der kalabrischen Mafia, und deren zunehmende Ausbreitung in Mitteleuropa zum Inhalt hatte. Bereits im ersten Kapitel wurde beschrieben, wie groß der politische Einfluss der Mafia außerhalb Italiens war. Beamte in Verwaltungs- und Finanzbehörden wurden ebenso bestochen wie leitende Mitarbeiter großer Konzerne. Öffentliche Aufträge wurden manipuliert, Schutzgelder erpresst, mit Hilfe der Banken betrieb die Mafia Geldwäsche in großem Stil.

Nachdenklich legte Anna das Buch zur Seite und blickte aus dem Fenster.

Der Zug passierte soeben das kleine Städtchen Payerbach-Reichenau mit seinen idyllischen Jahrhundertwende-villen, in denen der Dichter Peter Altenberg so viele Sommer verbracht hatte, immer auf der Jagd nach schönen jungen Mädchen.

In Küb begann Annas Lieblingsabschnitt an der Südbahnstrecke, die Fahrt rauf auf den Semmering.

»Eigentlich wär es schad, wenn wir in Zukunft durch den Semmeringtunnel fahren müssten und von der schönen Landschaft nichts mehr sehen könnten«, überlegte sie und betrachtete die satten grünen Wiesen und die dunkelgrünen Zweige der Fichten und Tannen, die im grellen Sonnenlicht smaragdfarben aufleuchteten.

Während sich der Zug langsam an den Ortschaften Eichberg, Klamm-Schottwien und Breitenstein über zahlreiche Viadukte und Tunnels und zuletzt über den Wolfsbergkogel zum Semmering hochschlängelte, erinnerte sich Anna an ihre erste Bahnfahrt nach Kärnten.

Sie war damals zwölf Jahre alt gewesen und durfte das erste Mal allein mit dem Zug nach Velden am Wörthersee fahren, um dort einen Teil der Ferien bei ihrer Tante und ihrem Onkel, die gebürtige Kärntner waren, zu verbringen.

»Fast fünfzig Jahre ist das jetzt her«, rechnete sie nach. »Wo ist die Zeit bloß geblieben?«

Erst in Bruck an der Mur fiel ihr auf, dass Bruno eingeschlafen war. Sie schloss die Augen und war wenig später ebenfalls eingnickt.

Kurz nach Wildbad Einöd wurde sie vom Scheppern des Trolleys mit der Minibar geweckt.

»Möchten die Herrschaften was zu essen oder zu trinken?«, fragte der Mitarbeiter vom mobilen Bordservice.